

Leseprobe – Der Wind des Westens Teil 2: Wandel

Kapitel 1

Elizabeth wand sich, als wollte sie irgendeinen unsichtbaren Angreifer abschütteln, sodass Bird Mühe hatte, sie festzuhalten. Ihre Augen waren geöffnet und doch erkannte sie ihn nicht, schien nichts um sich herum wirklich wahrzunehmen. Schweiß perlte auf ihrer Stirn, die sich trotz der winterlichen Temperaturen anfühlte wie glühende Kohlen.

Er hatte sie so vorgefunden, als er von seinem kurzen Ausflug zurückgekehrt war, um eine seiner Fallen zu überprüfen. Es war wichtig, Nahrung für sie beide heranzuschaffen, aber jetzt verfluchte er sich dafür, sie verlassen zu haben, denn sie hatte auch zuvor schon erhöhte Temperatur gehabt. Und nun lag sie im Fieberwahn und er konnte rein gar nichts für sie tun, außer ihren Kopf weich auf seiner zusammengerollten Büffellederdecke zu betten und ab und zu ihre Lippen mit Wasser zu benetzen. Immer wieder murmelte sie etwas Unverständliches vor sich hin und schlug um sich. Schließlich nahm Bird sie in seine Arme und hielt sie fest, bis ihr Körper sich endlich entspannte und ihre Augen sich schlossen. Sofort fühlte er nach dem Puls an ihrem Hals. Er war flutterhaft und schwach, aber vorhanden.

Als er sie so sah, zog sich seine Brust schmerzhaft zusammen. Das kastanienbraune, leicht gewellte Haar, das in den letzten Wochen bis Kinnlänge gewachsen war, klebte an ihrer Stirn. Die langen Wimpern warfen Schatten über ihre Wangenknochen und ihre Lippen waren spröde und aufgeplatzt. Er strich ihr eine Haarsträhne aus dem verschwitzten Gesicht und bemerkte, wie weich sich ihre Haut anfühlte. Ihr ganzer Körper wirkte so zart und fragil in seinen Armen, dass er fast befürchtete, etwas zu zerbrechen.

Wie hatte er sie jemals für einen jungen Mann halten können? Diese Frage stellte Bird sich nicht zum ersten Mal und er versuchte jedes Mal aufs Neue, es sich zu erklären. Sie hatte sich den Hut stets tief in die Stirn gezogen und ihre Hände unter Handschuhen verborgen. Die dichten dunklen Augenbrauen hatten ihr zusammen mit dem kurzen Haar und dem oft so trotzig nach vorn gereckten Kinn einen jugenhaften Ausdruck verliehen. Aber ihre großen, ausdrucksstarken grauen Augen, die jede ihrer Gemütsregungen zeigten, hätten es ihm verraten müssen.

Er schüttelte den Kopf. Für solche Überlegungen hatte er jetzt keine Zeit. Jetzt zählte einzig und allein, dass sie wieder gesund wurde. Es war das eingetreten, was er befürchtet hatte und durch all seine Mühen nicht hatte verhindern können. Die Wunde, die dieser Atkins ihr mit

seiner Kugel beigefügt hatte, hatte sich entzündet und nun reagierte ihr Körper mit einem inneren Feuer, das sie aufzehren würde, wenn er nichts unternahm.

Wieder einmal quälten ihn die Vorwürfe. Er hätte sie niemals gehen lassen dürfen, als sie ihm diese waghalsige Ablenkung vorschlug. Hätte sie zwingen müssen, sich selbst in Sicherheit zu bringen. Stattdessen hatte er zugelassen, dass sie sich für ihn in Gefahr brachte, und nun zahlte sie den Preis dafür. Wenn sie starb, würde er sich das nie verzeihen können. Aber was sollte er tun?

Er kannte lediglich die grundlegenden Prinzipien der Wundpflege, da er sich oft genug selbst hatte versorgen müssen, als er allein in der Wildnis umhergezogen war. Sicher gab es irgendein Kraut, das Elizabeth helfen könnte, aber dafür reichte sein Heilwissen nicht aus. Er musste jemanden finden, der sich damit auskannte. Doch in dieser Gegend gab es kaum weiße Siedlungen – ein Grund, weshalb er sich hier versteckt hatte. Und wenn es doch ein paar einsame Siedler gab, so würde unter ihnen sicher kein Arzt zu finden sein.

Allerdings befand sich in der Nähe vielleicht ein Indianerlager. Erst vor zwei Tagen hatte Bird Spuren entdeckt, die darauf hindeuteten, dass ein ganzes Zeltdorf hier vorbeigezogen war, wahrscheinlich auf dem Weg ins Winterlager. Vermutlich Sioux, die den Weißen nicht gerade wohlgesonnen waren. Aber Bird sah keine andere Möglichkeit. Wenn er nichts tat, würde Elizabeth mit Sicherheit sterben. Wenn er das Indianerdorf fand und sie nicht auf der Stelle getötet wurden, hätte sie vielleicht eine kleine Chance auf Genesung.

Er blickte auf. Sein Fuchshengst graste in der Nähe. Er hatte es nicht für nötig befunden, ihn anzupflocken, denn das Tier folgte ihm auf Schritt und Tritt. Bird stieß einen leisen Pfiff aus und sofort hob der Hengst den Kopf und sah ihn abwartend an. Er pfiff erneut. Das Tier schnaubte, als würde es sich beschweren, dass er es in seinem Abendessen unterbrochen hatte. Dennoch trottete es auf ihn zu.

Er schlug Elizabeth in die Büffellederdecke ein, hob sie in seine Arme und bat seinen Fuchs mit einem Kommando, das er ihm kürzlich beigebracht hatte, sich mit den Vorderbeinen auf den Boden zu knien, damit er mit seiner kostbaren Last leichter aufsteigen konnte. Das Lager mitsamt dem selbst gebauten Unterstand aus Kiefernästen würde er so hinterlassen, wie es war. Sie hatten keine Zeit zu verlieren, denn er wusste nicht, wie weit sie würden reiten müssen. Er kannte nur die grobe Richtung, in die er den Fuchs jetzt mit sanftem Schenkeldruck lenkte. Falls das Indianerdorf noch in der Nähe war, würde er es aufspüren.

* * *

Liz schwebte in einem Meer aus Hitze und Kälte. Mal glaubte sie zu verbrennen, dann wieder durchfuhr ein eisiger Schauer ihren Körper. Die Wunde an ihrer Schulter pochte im Rhythmus ihres Herzschlags und sie konnte nicht mehr unterscheiden, ob der dumpfe Schmerz von der Verletzung kam oder ob ihr ganzer Körper in Flammen stand.

Bilder wirbelten durch ihren Kopf wie Herbstblätter im Wind. Sie sah sich selbst, wie sie vor Brice Atkins davonrannte, hörte den Schuss, spürte den brennenden Einschlag in ihrer Schulter. Dann verschwamm alles und sie war wieder ein kleines Mädchen, das sich weinend an den Rock ihrer Mutter klammerte, während ihr Vater groß und bedrohlich über ihr stand. »Es ist Zeit«, hörte sie seine Stimme. »Elizabeth muss endlich lernen, sich wie eine Dame zu benehmen.«

Die Szene wechselte. Sie stand in einem steifen Korsett vor dem Spiegel, während Marlene ihr Haar zu einem strengen Knoten zusammenband. »Steh gerade, Elizabeth! Eine junge Dame lässt sich nicht gehen.« Der Knoten war so fest, dass ihre Kopfhaut schmerzte. Oder war es das Fieber, das in ihren Schläfen hämmerte?

Eine kühle Hand legte sich auf ihre Stirn. Birds Stimme drang wie durch dicke Watte zu ihr hindurch. »Elizabeth? Kannst du mich hören?«

Sie wollte antworten, aber ihre Zunge fühlte sich schwer und geschwollen an. Stattdessen entkam ihr nur ein Stöhnen. Etwas Feuchtes berührte ihre Lippen. Wasser. Sie leckte ein paar Tropfen auf, dann verließ sie erneut die Kraft und sie versank in der Dunkelheit.

Wieder andere Bilder. Der Tag, an dem sie von zu Hause geflohen war. Das Gewicht der Schere in ihrer Hand, dicke Strähnen, die zu Boden fielen. Im nächsten Moment stand sie im Hochzeitskleid vor dem Altar und Brice Atkins wollte sie an sich ziehen und ihr einen Kuss auf den Mund drücken. Sie wehrte sich, schlug um sich, spürte, wie ihre Arme gegen etwas Hartes schlugen, dann hielt jemand ihre Hände sanft fest.

»Halt durch«, hörte sie Birds Stimme von weit her. »Ich werde Hilfe finden.«

Sie spürte, wie er sie in etwas Weiches wickelte. Die Bewegung jagte neue Schmerzwellen durch ihren Körper. Ein Wimmern entrang sich ihrer Kehle. Dann war sie wieder in der Prärie, ritt neben Bird her. Der Wind zauste ihr kurzes Haar, die Sonne wärmte ihr Gesicht. Sie fühlte sich frei wie nie zuvor in ihrem Leben. Bird warf ihr einen seiner seltenen Blicke zu, in denen sich ein Lächeln verbarg.

Die Erinnerung zerplatzte jäh und machte der brennenden Realität Platz. Sie wurde hochgehoben, spürte starke Arme um sich. Ihr Kopf rollte kraftlos gegen seine Brust. Der vertraute Geruch nach Leder und Pferd drang durch den Fiebernebel zu ihr hindurch.

»Ich hab dich« murmelte er. Seine Stimme vibrierte in seiner Brust.

Sie versuchte zu nicken, aber ihr Körper gehorchte ihr nicht mehr. Alles drehte sich. Ein gleichmäßiges Schaukeln setzte ein. Die Bewegung wiegte sie in einen Dämmerzustand zwischen Wachen und Träumen. Sie war wieder zu Hause, lag in ihrem weichen Bett mit den gestärkten Laken ... Nein, sie lag auf dem harten Boden einer Hütte, während der Wind durch die Ritzen heulte ... Sie tanzte auf einem Ball, ihr Kleid raschelte bei jeder Drehung ... Sie ritt durch die Prärie, der Schweiß lief ihr über den Rücken. Liberty trug sie, es war alles gut! Dann brach ihre Stute unter ihr zusammen und Liz schrie auf.

Wirklichkeit und Träume vermischten sich zu einem wirren Kaleidoskop. Nur Birds Arme um sie herum blieben real, ein sicherer Anker in dem Strudel aus Bildern und Gefühlen.

Seine Stimme drang wieder zu ihr durch. »Bleib bei mir, Elizabeth.« War das Sorge, die in seinen Worten mitschwang?

Sie wollte ihm sagen, dass alles gut werden würde. Dass er sich keine Sorgen machen musste. Aber die Dunkelheit zog sie unaufhaltsam in ihre Tiefen. Das letzte, was sie wahrnahm, war Birds Arm, der sich fester um sie schloss. Dann verschluckte die Schwärze auch diese letzte Empfindung.

Kapitel 2

Bird war die ganze Nacht hindurch unterwegs gewesen und hatte Elizabeth während dieser Zeit keinen Moment aus den Augen gelassen, nicht einmal, um selbst zu schlafen. Nur einige Male war er abgestiegen, um seinem Fuchs eine Stunde Ruhe zu gönnen und Elizabeth etwas Wasser in den Mund zu träufeln. Ihre Temperatur war nicht gesunken, aber sie wand sich nicht mehr in Fieberträumen, sondern war die ganze Zeit über bewusstlos. Er wusste nicht, ob das ein gutes oder schlechtes Zeichen war.

Er hielt sie noch immer fest in den Armen, doch langsam ließen seine Kräfte nach. Eine schlaflose Nacht war kein Problem, aber zwei Nächte in Folge würden auch für ihn zur Herausforderung werden, besonders mit dieser ständigen Sorge und unablässigen Wachsamkeit. Doch er konnte sich keine Pause gönnen. Die Zeit lief ihm davon.

Bird kniff die Augen zusammen und spähte in die Ferne. Die weite, offene Prärie mit den am Himmel vorbeijagenden Wolken hatte noch nie so bedrohlich auf ihn gewirkt. Es schien kein Anfang und kein Ende zu geben und die Einsamkeit, die er normalerweise so schätzte, würde für Elizabeth jetzt womöglich zum Verhängnis werden. Die Spuren des wandernden Zeltdorfes, denen er gefolgt war, zogen sich wie eine Schneise durch das hohe Gras, die für seine geübten Augen so deutlich zu sehen war wie das Gleisbett der Eisenbahn. Der Wanderzug war hier vor etwa einem Tag entlanggekommen, hatte einen Fluss überquert und war dann in nordwestlicher Richtung weitergezogen.

Hinten am Horizont erstreckte sich ein bewaldetes, bergiges Gebiet, die südlichen Ausläufer der Black Hills. Vielleicht würde er das Zeltdorf dort einholen. Der lange Zug von Packhunden und Lastpferden, die die Zeltstangen zogen, kam in der Regel nur langsam voran. Ermutigt trieb er seinen Hengst noch einmal an und folgte dem Flusslauf. Elizabeth lag schlaff und schwer in seinen Armen und wurde von dem gleichmäßigen Schaukeln nicht wach. Wie lange würde ihr Körper durchhalten?

Als sich der Tag dem Ende neigte, hatte er das Waldgebiet erreicht. Und jetzt glaubte er, über den Kiefernspitzen dünne Rauchfahnen in die Luft steigen zu sehen. Oder war das nur Einbildung? Eine Fabrikation seines müden Geistes? Er musste es in Erfahrung bringen, aber dafür konnte er Elizabeth nicht mitnehmen.

Er stieg von seinem Fuchs und fand eine Stelle am Fluss, wo das Ufer vom Hochwasser im Frühling unterhöhlt worden war und einen dicht bewachsenen Überhang bildete. Die darunterliegende natürliche Höhle wurde von Wurzeln halb verdeckt. Darin bettete er Elizabeth, in seine Decke gewickelt, und legte noch einige Armvoll Gras über sie. Nachdem er sich davon

überzeugt hatte, dass sie für niemanden sichtbar war, der an dieser Stelle vorbeikam, klopfte er seinem Hengst den Hals und befahl ihm mit leiser Stimme, hier auf ihn zu warten. Es war ihm gar nicht wohl dabei, sie allein zu lassen, und sei es nur für eine Stunde, aber der Hengst würde auf sie achtgeben. Dann machte er sich im Dauerlauf auf den Weg.

Je näher er seinem Ziel kam, desto vorsichtiger wurde er, blieb in Deckung der Bodenwellen, wann immer es möglich war, und hielt oft inne, um zu lauschen und zu spähen. Wenn sich das Indianerlager wirklich in der Nähe befand, hatten sie sicher Wachposten aufgestellt, und Bird wollte zuerst beobachten, ohne selbst gesehen zu werden. Seine Sinne waren geschärft und seine Müdigkeit wie weggeblasen.

Gerade als das letzte Tageslicht schwand, nahm er auf dem Hügel vor ihm eine Bewegung wahr, die nicht vom Wind zu stammen schien. Kurz glaubte er zu sehen, wie sich ein schwarzer Haarschopf aus dem Gras hob und rasch wieder abtauchte.

Bird überlegte kurz. In seiner Kleidung als Weißer konnte er nicht einfach so im Dorf der Sioux auftauchen und um Hilfe bitten, also musste er sich dem Späher zu erkennen geben. Auch wenn das bedeutete, dass dieser Bird womöglich auf der Stelle erschoss. Wahrscheinlicher war allerdings, dass er ihn gefangen nehmen und dem Häuptling vorführen würde.

Er musste es riskieren. Wenn er nicht erfolgreich war, würde Elizabeth sterben. Langsam erhob er sich aus seiner geduckten Stellung im Gras und streckte die Arme hoch in die Luft, um zu zeigen, dass seine Hände leer waren. Seine Waffen hatte er bei seinem Pferd zurückgelassen. Dann wartete er. Der indianische Späher beobachtete ihn vermutlich von seinem erhöhten Aussichtspunkt aus. Immerhin hatte er nicht direkt einen Pfeil nach ihm versandt. Bird hielt das für ein gutes Zeichen.

Mit erhobenen Armen blieb er stehen. Er würde so lange warten wie nötig, auch wenn seine Gedanken immer wieder zu Elizabeth in ihrem notdürftigen Versteck wanderten. Hatte sie es warm genug? Würde sie die nächsten Stunden überleben? Würde ein wildes Tier sie wittern?

Mittlerweile war es stockdunkel geworden. Der Mond verbarg sich immer wieder hinter den vorbeiziehenden Wolken, doch Birds Augen waren an die Dunkelheit gewöhnt, und das galt auch für die Augen des indianischen Spähers. Wann würde er endlich etwas unternehmen?

Ein leises Rascheln ertönte hinter ihm, kaum zu unterscheiden vom Geräusch des Windes, wenn er durch die Gräser fuhr. Bird spannte sich an, rührte sich aber nicht. Jemand ergriff von hinten seine Beine und zog mit einem Ruck daran. Hätte Bird es gewollt, hätte er sich auf den Füßen halten können, denn die Kraft des Indianers war lange nicht so groß, wie er es erwartet hatte. Doch er wehrte sich nicht und ließ sich bäuchlings zu Boden fallen.

Einen Augenblick später war sein Angreifer über ihm, bohrte ihm ein Knie ins Kreuz und riss ihm die Arme grob auf den Rücken, wo er sie mit einem Lederriemen zusammenband.

Bird gab keinen Laut von sich und wehrte sich noch immer nicht. Sein Hut war heruntergerutscht und jetzt packte eine Hand seine Haare und zog seinen Kopf nach hinten. Es war eine unangenehme Position, doch Bird glaubte nicht, dass der Indianer ihn skalpieren wollte. Es lag keine Ehre darin, den Skalp eines Mannes zu nehmen, den man nicht im fairen Kampf besiegt hatte.

Vielleicht fühlte der Krieger sich um die Gelegenheit betrogen, sich zu beweisen. Möglicherweise war er sogar ein junger Bursche, der den Kriegerstatus noch nicht erworben hatte. Bird wusste, dass die Sioux ihre jungen Männer ab einem Alter von fünfzehn Jahren auf Späherdienste schickten. Wenn er tatsächlich so jung war, wie es Bird aus dem leichten Gewicht seines Körpers schloss, dann hatte er wahrscheinlich Anweisung erhalten, alles Ungewöhnliche zuerst den Älteren zu melden. Aber da Bird sich als so leichtes Ziel dargeboten hatte, hatte er vielleicht geglaubt, ihn allein überwältigen zu können.

Einen Moment später fühlte Bird, wie eine kalte Steinklinge an seinen Hals gepresst wurde. Der Indianer zischte etwas in seiner Sprache und zerrte an Birds nach hinten gebundenen Armen. Dieser verstand. Er sollte aufstehen und mitkommen. Als er es geschafft hatte, sich zu erheben, halb aus eigener Kraft, halb gezogen von dem Späher, gab dieser ihm einen Stoß, um ihm zu bedeuten, dass er sich in Bewegung setzen sollte.

Bird stolperte vorwärts. Der Indianer hielt seine Arme fest gepackt, drückte ihm von hinten das Messer in den Rücken und steuerte ihn in die gewünschte Richtung. Bird ließ es geschehen. Sicher würde der Bursche ihn nun in sein Dorf bringen, und nichts anderes wollte er ja. Sie liefen zügigen Schrittes weiter. Der junge Indianer schubste ihn immer wieder grob vorwärts, und Bird musste aufpassen, wohin er in der Dunkelheit seine Füße setzte.

Der Boden veränderte sich, je weiter sie in den Wald vordrangen. Ein weicher Teppich aus Kiefernnadeln, Moos und Erde löste das dichte Prärie gras ab. Bird lauschte angestrengt, aber neben dem Wind, der im Geäst über ihren Köpfen wisperte, und dem gelegentlichen Ruf eines Käuzchens, konnte er nichts hören, was auf die Anwesenheit von Menschen hindeutete.

Da fing in der Ferne ein Hund an zu bellen und kurz darauf schlugen weitere an. Sie näherten sich dem Dorf. Der Fluss, dem Bird gefolgt war, mündete in einen See, dessen Oberfläche im Mondlicht spiegelglatt vor ihnen lag. Schon hörte er das Hecheln und Japsen der halbwilden Hunde, die ihn umschwärmten. Birds indianischer Begleiter jagte sie mit Tritten und Rufen fort. Seine Stimme klang jung, was Birds Vermutung bestätigte.

Rauchgeruch stieg ihm in die Nase. Die schattenhaften Umrisse kegelförmiger Zelte erhoben sich um ihn herum; er zählte etwa zwanzig. Vor einem der Tipis hielt der Bursche an. Am Pfahl vor dem Eingang hing eine Ansammlung unterschiedlicher Objekte, darunter Adlerfedern, eine schimmernde Schlangenhaut und kunstvoll verzierte Tierschädel. Das musste die Behausung des Medizinmannes sein, des Heiligen Mannes.

Der junge Späher kratzte leise am Zelteingang, während Bird seine schmerzenden Schultern dehnte. Einen Moment später öffnete sich die ovale Eingangsklappe und jemand schlüpfte aus dem Tipi. Der warme Feuerschein, der durch die Öffnung drang, umhüllte die Person mit einem sanften Glühen.

Die Erscheinung vor Bird war faszinierend und schwer einzuordnen. Gekleidet war sie wie eine Frau in ein langes, fließendes Lederkleid mit Stickereien an Ärmeln und Saum, doch Gesichtszüge und Statur waren männlich, groß, schlank, auf Augenhöhe mit Bird. Langes schwarzes Haar fiel offen über die Schultern, geschmückt mit Federn, bunten Bändern und Perlen. Die hohen Wangenknochen wirkten wie gemeißelt. Doch was Bird am meisten fesselte, waren die Augen – dunkel, tief und von scharfem Intellekt. Er hatte das Gefühl, als könnten sie direkt in seine Seele blicken.

Nach einer gefühlten Ewigkeit sprach die Person mit tiefer, aber gleichzeitig sanfter Stimme. Der Bursche antwortete und Bird lauschte dem Klang der kehligen Sprache, die in ihm entfernte Erinnerungen weckte. Vermutlich berichtete der Späher davon, wie er Bird gefangen genommen hatte. Als der Bericht endete, ruhte der Blick des Medizinmannes wieder auf Bird. Er gab dem Jungen einen eleganten Wink mit der Hand, woraufhin dieser sein Messer zog und Birds Fesseln durchschnitt. Mit einer fließenden Geste deutete er dann in sein Tipi.

Überrascht folgte Bird der Einladung und duckte sich durch die niedrige Öffnung. Der würzige Duft von verbranntem Salbei hing in der Luft, ein Geruch, der ein fernes, beinahe vergessenes Gefühl in ihm wachrief. Seine Augen wanderten umher. Von den Zeltstangen hingen Trommeln verschiedener Größen, Rasseln aus Schildkrötenpanzern und Masken, die der Medizinmann bei verschiedenen Zeremonien trug. Im flackernden Licht des Feuers wirkten sie wie schattenhafte Fratzen, die ihn beobachteten.

Der Medizinmann ließ sich anmutig an der Feuerstelle nieder, die bestickten Säume seines Kleides breiteten sich wie Schmetterlingsflügel um ihn aus. Bird nahm zögernd auf der anderen Seite Platz. Er spürte eine Unsicherheit, die er von sich nicht gewohnt war. Unter halb gesenkten Lidern beobachtete er sein Gegenüber. Feine Fältchen in den Augenwinkeln zeugten von einem Leben voller Erfahrungen. Das Antlitz von jemandem, der sowohl Freude als auch Leid erlebt hatte, obwohl er kaum mehr als vierzig Winter gesehen haben konnte.

Eine undefinierbare Zeitspanne verstrich in Schweigen. Bird spürte die Dringlichkeit der Situation, doch er wollte nicht unhöflich sein, und so blieb ihm nichts anderes übrig, als zu warten, bis der andere ihm ein Zeichen gab.

Ein verschmitztes Funkeln trat in die Augen des Medizinmannes, der Bird seinerseits mit leicht schief gelegtem Kopf musterte. »Sieh an, welch interessanter Vogel mir heute zugeflogen kommt.«

Bird zuckte zusammen. Vogel? – konnte der Mann seinen Namen kennen? Dann erst fiel ihm auf, dass sein Gegenüber Englisch gesprochen hatte, zwar mit deutlichem Akzent, aber flüssig und gut verständlich.

Der Medizinmann wickelte gedankenverloren eine Haarsträhne um seinen langen Finger. »Du bist kein Weißer. Aber du bist auch nicht Lakota«, stellte er fest.

Wieder dieses unangenehme Gefühl, dass er ihn durchschaute. Bird atmete tief ein und überlegte kurz, bevor er antwortete. Wenn er den Heiligen Mann auf seine Seite ziehen wollte, musste er mit offenen Karten spielen. Es war seine, und damit Elizabeths, einzige Chance.

»Ich bin ein Halbblut, wie die Weißen sagen. Meine Mutter war Dakota, aber ich wuchs unter den Weißen auf.«

Der Medizinmann neigte den Kopf leicht zur Seite und nickte. »Ah, das erklärt einiges.«

Bird war sich nicht sicher, was er damit meinte. Er zögerte einen Moment und fuhr dann fort: »Mein Name ist Bird ... Wahpathanka.«

Es war sein erster Name, sein Dakota-Name. Er hatte ihn immer wieder in Gedanken vor sich hingeprochen, während er auf der Strohmattatze im Haus seines erzwungenen Adoptivvaters lag, um sich den Klang einzuprägen. Er wollte sich an seinen Namen erinnern, denn er war seine Identität. Selbst mit seinen sechs Jahren hatte er gewusst, dass es wichtig war, diese Identität nicht zu verlieren.

Später hatte er eine englische Version dieses Namens verwendet und seitdem war er bei Bird geblieben. Doch hier, im Kreis der Lakota, die mit den Dakota verwandt waren, kam ihm sein alter Name leichter über die Lippen. Die Sprache der Dakota und Lakota war ähnlich genug, dass der Medizinmann ihn verstehen dürfte.

Ein sanftes Lächeln huschte über das Gesicht des anderen. »Wahpathanka – der kleine schwarze Vogel. Ein passender Name für jemanden, der zwischen den Welten fliegt.« Er neigte sich leicht nach vorn, sodass die langen Haare wie ein Vorhang über seine Schulter fielen. »Ich bin Wandering Arrow, Seher und Träumer. Auch ich wandere zwischen den Welten – der Welt der Menschen und der Geister, der Männer und der Frauen. Manchmal«, fügte er mit einem

Schmunzeln hinzu, »verwirrt das die anderen. Aber Verwirrung ist oft der erste Schritt zur Weisheit, findest du nicht?«

Bird neigte unverbindlich den Kopf. Er verstand. Wandering Arrow war ein *winkte*, ein Mensch, der sowohl männliche als auch weibliche Geister in sich trug, wie es die Lakota verstanden.

»Was führt Wahpathanka in das Dorf seiner Brüder?«

Brüder. Also sah Wandering Arrow ihn nicht als seinen Feind an. Bird atmete erleichtert aus und sagte ohne weitere Umschweife: »Ich bin hier, weil ich Hilfe brauche. Eine junge Frau, mit der ich reise, wurde verwundet. Sie liegt im Fieber und ich fürchte um ihr Leben.«

Wandering Arrows Blick wurde ernst. »Was hat ihr die Wunde zugefügt?«

»Eine Feuerwaffe«, antwortete Bird leise.

Wandering Arrow seufzte tief. »Die *mazzawakan* haben viele unserer Krieger getötet und viel Leid über mein Volk gebracht.«

Bird schwieg beschämt. Er hatte seine Waffe selbst gegen die Sioux gerichtet, als er für die Eisenbahn gearbeitet hatte. Im Grunde verdiente er ihre Hilfe nicht.

Wandering Arrow blickte eine Weile stumm auf die Feuerstelle, in der jetzt nur noch letzte Fünkchen glommen. Bird wurde unruhig, während er diesen Fünkchen beim Verlöschen zusah. Die Zeit drängte, aber er hielt sich zurück, mahnte sich zur Geduld.

Endlich sprach der Lakota wieder. »Ich spüre, dass deine Geschichte komplizierter ist, als es auf den ersten Blick scheint.«

Bird nickte langsam. »Es ist eine lange Geschichte. Doch ich fürchte, wir haben nicht viel Zeit.«

Wandering Arrow betrachtete ihn durchdringend, als würde er seine verborgene Motivation aufspüren wollen. »Die Geister haben manchmal einen seltsamen Sinn für Humor. Vielleicht haben sie dich aus einem bestimmten Grund zu uns geführt«, sagte er und erhob sich geschmeidig. »Nun gut, führe mich zu ihr. Ich werde tun, was in meiner Macht steht, um deiner ... Gefährtin zu helfen.«

Erleichtert kam Bird auf die Beine. Er hatte es geschafft, Elizabeth würde Hilfe erhalten! Hoffentlich kamen sie nicht zu spät!

[Hier weiterlesen ...](#)